

Bernhard Moltmann

„s ist leider Krieg - und ich begehre
nicht Schuld daran zu sein“

Die Friedensethik vor neuen Herausforderungen

HSFK-STANDPUNKTE 2/1997



Hessische
Stiftung
Friedens- und
Konfliktforschung

Kriegslied

Von Matthias Claudius

's ist Krieg! 's ist Krieg! O Gottes Engel wehre,
Und rede Du darein!
's ist leider Krieg - und ich begehre
Nicht Schuld daran zu sein!

Was sollt' ich machen, wenn im Schlaf mit Grämen
Und blutig, bleich und blaß,
Die Geister der Erschlagenen zu mir kämen,
Und vor mir weinten, was?

Wenn wackre Männer, die sich Ehre suchten,
Verstümmelt und halb tot
Im Staub sich vor mir wälzten und mir fluchten
In ihrer Todesnot?

Wenn tausend Väter, Mütter, Bräute,
So glücklich vor dem Krieg,
Nun alle elend, alle arme Leute,
Wehklagten über mich?

Wenn Hunger, böse Seuch' und ihre Nöten
Freund, Freund und Feind ins Grab
Versammelten, und mir zur Ehren krähten
Von einer Leich' herab?

Was hilf' mir Kron' und Land und Gold und Ehre?
Die könnten mich nicht freun!
's ist leider Krieg - und ich begehre
Nicht Schuld daran zu sein.

Das Dilemma - die Interpretation eines Gedichtes

Man mag darüber streiten, ob die Welt in diesem Jahrzehnt friedlicher im Vergleich zu vorangegangenen Zeiten geworden ist. Denn weiterhin stehen die Menschen, die Staaten und die Völkergemeinschaft vor dem Dilemma, den Frieden zu wollen und doch immer wieder mit dem Kriegsgeschehen konfrontiert zu sein. Mögen sich auch die Umstände ändern, die Grundmuster des Dilemmas sind nicht neu. So ist es angezeigt, jenseits politikwissenschaftlicher Analysen nach Deutungen dieser Zwangslage Ausschau zu halten, die die Entscheidungssituation abbilden und illustrieren, wie sich individuelles Handeln und politisch-gesellschaftliche Entwicklungen angesichts des Krieges miteinander verschränken.

Eine solche Interpretation liefert das Gedicht „Kriegslied“ aus dem Jahr 1775. Sein Verfasser, Matthias Claudius (1740 - 1815), wirkte als Publizist in Hamburg und schuf mit dem Wandsbecker Boten ein sorgfältig komponiertes Mosaik von Reflexionen zum Zeitgeschehen, Rezensionen aktueller literarischer Produktionen, Lebensweisheiten und meditativen Gedichten. Sein politisches Selbstverständnis war von der Erfahrung eines deutschsprachigen Untertans der dänischen Krone geprägt. In seiner Zeit hatten die preussisch-friedrizianischen Kriege die politische Landkarte Mitteleuropas verändert. Die Erschütterungen, die wenig später von Frankreich, seiner Revolution und den Kriegszügen Napoleons durch ganz Europa ausgingen, standen bevor.

Mit dem „Kriegslied“ hebt sich Claudius von einer Liedgattung jener Zeit ab, die nach dem Vorbild der Grenadierlieder die schreckliche Realität des Krieges ignorierten oder beschönigten. Die heute noch zu spürende Unmittelbarkeit, die dem Zugang von Matthias Claudius eigen ist, rührt aus seiner Überzeugung, daß alle Lehren wertlos seien, wenn sie nicht auf die Lebenspraxis zu beziehen sind. Schon damals als Naivling verschrien, ging er als einer der ersten den Weg, die Literatur als praktische Ethik zu nutzen. Die Vollzüge des unmittelbaren Lebens hatten für ihn Vorrang gegenüber den Versuchen, den Alltag geistig zu überhöhen. Und es waren dieser Lebensbezug und die Ahnung von einer anderen Welt, die dem Menschen in den Texten von Matthias Claudius seine Würde verliehen. Um so mehr muß ein Krieg als Zerstörer dieses Geflechts von Beziehungen, von Anerkennungsverhältnissen wirken. Er erschüttert die Zusammenhänge. Er raubt den Sehnsüchten die Hoffnung. Selbst der Tod als Teil der natürlichen Ordnung verliert im Krieg seine heilende Wirkung, denn er kommt mit Gewalt, Willkür und Schrecken und hinterläßt auch bei den Überlebenden seine Erschütterungen. Diese Erinnerung an eine durch den Krieg zerbrochene Ordnung hat immer wieder Anlaß geboten, sich dem Text von Matthias Claudius zuzuwenden. (Suhrkamp 1941/ 1975, S. 26)

Das Gedicht „Kriegslied“ ist von formaler Einfachheit. Der Autor bringt das „lyrische Ich“ zum Sprechen und fordert im gleichen Augenblick den Lesenden auf, sein eigenes moralisches Urteil zu fällen, denn auch er ist Vater, Mutter, Bruder oder Schwester und steht in unmittelbarer Beziehung zu den Zerstörungen und der Not durch den Krieg. In einer früheren Version hatte Claudius mit einem Appell an die Fürsten geendet, für den Frieden auf dem Lande und dem Meer zu sorgen, dies aber später fallen gelassen und statt dessen in eindringlicher Verstärkung die Eingangsformel „s ist leider Krieg - und ich begehre nicht Schuld daran zu sein“ wiederholt. Dadurch gewinnt der Text an Geschlossenheit. Gleichzeitig bildet sich die Bedrängnis des Sprechers angesichts der Kriege ab, denn keiner kann sich seiner Verantwortung für das Geschehen entziehen. Die einzelnen Strophen des Liedes leben von dem Stilmittel, jeweils Spannungen aufzubauen (Schlaf, der eigentlich Entspannung verheißt - die Geister der Erschlagenen, die im Traum erscheinen; Männer, die die Ehre suchen - Verstümmelte, die aus der Schlacht zurückkehren; das Glück der Familienangehörigen vor dem Krieg - das Leid angesichts von Tod und Elend; Krone und Ehren - das Wissen um die eigene Schuld daran). Auffallend an dem Text des Kriegsliedes ist die schnörkellose, unpathetische Sprache, die fast alltäglich und abgenutzt erscheint, aber zugleich den Text über seinen zeitgebundenen Anlaß hinweg trägt. Dabei kommt es zum Beispiel in den Schlußzeilen der ersten und letzten Strophe zu einem ungewöhnlichen Gebrauch des Wortes „leider“ - einer unpassend wirkenden, höflichen Floskel des Bedauerns, die aber ihrerseits noch einmal die wahrgenommene wie eingestandene Ohnmacht artikuliert. Karl Kraus hat auf diesen „tiefsten Komparativ von Leid, vor dem alle Leidenslyrik vergeht“, hingewiesen. (Kraus 1969, S.28)

Die geschilderte Not des einzelnen, in die ihn der Krieg gestoßen hat, bleibt in ihrer Reflexion nicht ohne politische Dimension. Denn der einzelne steht in einem Verantwortungszusammenhang mit den vom Krieg betroffenen Menschen, auch wenn er selbst als Urheber oder Mitleidender nicht beteiligt ist. Er muß sich, weil niemand 'darein redet', die Frage nach dem eigenen Tun stellen: 'Was sollt' ich machen?' (Kranefuss 1973, S. 120) und kann sich nicht in die Haltung des Ohne-Mich flüchten, wie das Gedicht von Matthias Claudius später gedeutet worden ist. Vielmehr führt der Text unmittelbar in die Verstrickung des Kriegshandelns und der unwiderruflichen Folgen für Menschen und Natur hinein.

Neue Herausforderungen

*Was sollt' ich machen, wenn im Schlaf mit Grämen
und blutig, bleich und blaß,
die Geister der Erschlagenen zu mir kämen,
und vor mir weinten, was?*

Wenn es kein Klischee wäre, könnte man die Worte als zeitlos bezeichnen, die Matthias Claudius vor über zweihundert Jahren gefunden hat, um die Möglichkeiten des Menschen zu beschreiben, auf die Erfahrung des Krieges zu reagieren. Mit ihrer Klage und Rechtfertigung, ihrem Appell an Verantwortung und Gewissen umreißen die Formulierungen den Handlungshorizont, der sich auch heute jedem stellt, der angesichts der fortwährenden Realität des Krieges von Unruhe und Sorge umgetrieben wird.

Das Kriegsgeschehen im ehemaligen Jugoslawien bündelt die unmittelbaren Eindrücke der Erschütterungen aufs neue. Gewiß, die internationale Staatengemeinschaft hat inzwischen auf den Krieg reagiert und ein Instrumentarium von Konfliktschlichtung installiert, das bisher nicht seinesgleichen hat. Hinzu kommen große finanzielle Leistungen von außen, um den Wiederaufbau zerstörter Volkswirtschaften und Lebensverhältnisse auf den Weg zu bringen. Gleichwohl bleibt das Wissen um die Vergeblichkeit all dieses Tuns und nährt das Verzweifeln, von dem Matthias Claudius spricht. Gegen die ursprünglichen Hoffnungen, Frieden zu stiften, stehen aus heutiger Sicht dreierlei neue Erfahrungen des tatsächlichen Alltags:

a) Waffenstillstände und Friedensabkommen mögen signalisieren, die Kriege seien zu einem Ende gekommen. Die Waffen schweigen zwar, aber der Frieden stellt sich noch nicht ein. Es zeigt sich, daß der Frieden - in den Worten von Hans Koschnick - mit den „Brandstiftern“ geschlossen worden ist. Die jetzt herrschende Normalität, die der vorangehende Krieg den Menschen aufgezwungen hat, ist eine andere als jene, die ein Leben ohne Furcht vor Vertreibung, gewaltsamen Tod und Zerstörung der Umwelt prägt. Die zeitlichen und materiellen Parameter politisch-militärischer Friedensstrategien sind andere als die der Versöhnung und des Ausgleichs erlittenen Unrechts: Das Heilen von körperlichen und seelischen Wunden braucht mehr Zeit als die Verschrottung von Waffen. Vertrauen ist geschwunden und kann nicht wieder geschaffen werden, wenn Grenzen unter ethnischen Gesichtspunkten die Ergebnisse von Vertreibung und Flucht festschreiben. Die Not bleibt, eine neue Heimat zu finden und sich dort sicher zu fühlen

b) Die Hoffnungen, Gewaltandrohung und Gewaltanwendung dadurch zu bändigen, daß ein wirksames staatliches Gewaltmonopol wieder aufgerichtet wird, haben sich bisher nicht erfüllt. Das Recht des Stärkeren genießt immer noch Vorrang, der Schutz von Minderheiten ist nicht hinreichend gewährleistet. Auch die Initiativen, einem international wirksamen Recht zur Geltung zu verhelfen und Kriegsverbrecher vor internationale Gerichte zu stellen, kommen erst mühsam in Gang. Zwar hat die Völkergemeinschaft mit dem eingesetzten Internationalen Gerichtshof in Den Haag, der über die Kriegsverbrechen im ehemaligen Jugoslawien urteilen soll, einen ersten, wichtigen Schritt unternommen. Aber dessen Praxis legt schmerzlich klar, daß das Setzen von Normen nicht ausreicht, wenn es an politischem Willen und „moralischem Mut“ - so dessen erster Ankläger Richard J. Goldstone aus Südafrika - fehlt, das Recht durchzusetzen. Zudem decken die Verläufe der bisherigen Prozesse auf, wie schwer es ist, das Brechen von Tabus und die Mißachtung der Menschlichkeit mit den Maßstäben der Rechtsstaatlichkeit zu verfolgen und zu ahnden. Hinzu kommt im ehemaligen

Jugoslawien, daß mit dem Kriegsgeschehen Regeln des menschlichen und sozialen Miteinanders zerbrochen sind, auf denen ein politisches Gemeinwesen wieder aufbauen könnte. Eine friedliche Zukunft beinhaltet, auch vor Ort Schuld und Verbrechen im Krieg zu offenbaren und Verantwortlichkeiten einzugestehen. Die Suche nach Gerechtigkeit wird zumindest dahin führen, die Scheidelinie zwischen Recht und Unrecht wieder fest im öffentlichen Bewußtsein zu verankern.

c) Die Forderung, Frieden zu stiften, litt lange Zeit darunter, daß man keine rechte Antwort darauf wußte, wie dies geschehen solle. Nun aber sehen sich die „Friedensmacher“ einer Flut neuer Einsichten gegenüber: Zu ihnen gehört einerseits, wie die Präsenz einer unparteiischen Gewalt, nicht nur als Autorität, sondern auch als Trägerin entsprechender Gewaltmittel zu bewerten sei. Militärische Mittel für einen bestimmten Zeitraum bereit zu halten und zu bestimmten Zwecken auch tatsächlich einzusetzen, hat sich im ehemaligen Jugoslawien sinnvoll als flankierender Schutz für die politischen Friedensbemühungen erwiesen. Gerade um den kriegerischen Konflikt zu demilitarisieren, erschien die Entsendung von ausländischen Streitkräften unter dem Befehl der NATO, die auch zum Einsatz ihrer Waffen bereit waren, unabdingbar. Besonders in Deutschland war die Skepsis angesichts der historischen Belastungen ursprünglich groß gewesen, ob sich ein derartiger Einsatz deutscher Kampftruppen und Unterstützungsverbände mit dem Verständnis von Verteidigung und Sicherheit verbinden ließe. Doch die praktischen Erfahrungen mit der Präsenz von Bundeswehreinheiten erstickten die ursprünglichen Zweifel. Sie haben jedoch nicht die Ungewißheiten darüber geklärt, ob sich damit gleichzeitig ein neues Aufgabenspektrum für die Streitkräfte erschließt, dem letztlich die politisch-gesellschaftliche Legitimation noch fehlt. Einstweilen decken die praktischen Erfordernisse einen weitergehenden Bedarf an Klärungen jedoch noch ab. Andererseits schärft sich der Blick dafür, daß militärische Maßnahmen nicht ausreichen, um den Friedensprozeß längerfristig zu stabilisieren. Unbeachtet von einer breiteren hiesigen Öffentlichkeit haben sich viele Friedensaktivitäten im ehemaligen Jugoslawien auf lokaler und zwischenmenschlicher Ebene entfaltet. Sie reagieren auf die menschlichen Zerstörungen und setzen darauf, daß Gesellschaften, die durch den Krieg zerrissen wurden, erst behutsam ihre Friedensfähigkeit zurückgewinnen müssen. Neben der Linderung von unmittelbarer Not kümmern sie sich um die seelischen Verwundungen und Narben, die die Kriegshandlungen hinterlassen haben. Sie helfen Menschen und Gesellschaften jenen Zusammenhalt wieder zu finden, um Interessengegensätze ohne Druck und Angst auszuhandeln - eine unabdingbare Voraussetzung für das Funktionieren politisch-institutioneller Zusammenhänge jenseits der Androhung und Anwendung von Gewalt.

Die neuen Herausforderungen, wie sie sich in den gewonnenen Einsichten und Erfahrungen mit dem Geschehen im ehemaligen Jugoslawien artikulieren, verbinden sich mit dem Erleben, das Menschen im dortigen Zusammenhang gewonnen haben - sei es als Soldaten, als zivile Helfende, als Beobachter. Neben den vielen Berichten und Reportagen stehen die Schilderungen des Erschreckens, in das sie das Geschehen angesichts der Konfrontation ihrer Wertmaßstäbe mit der Wirklichkeit geworfen hat .

Zum Stand der Friedensethik

*'s ist Krieg! 's ist Krieg! O Gottes Engel wehre,
und rede Du darein!
's ist leider Krieg - und ich begehre
nicht Schuld daran zu sein.*

Das Dilemma, den Frieden zu wollen und mit dem Krieg konfrontiert zu sein, verknüpft das Allgemeine mit dem Persönlichen. Matthias Claudius konnte sich angesichts dessen noch an Gottes Engel wenden und an sie appellieren, der Zuspitzung der inneren Konfrontation Einhalt zu gebieten. Gleichzeitig nennt er aber auch die Stichworte, um die individuellen Verstrickungen in das Geschehen, das nicht gottgewollt ist, abzubilden: Schuld - Todesnot - Elend - Anklage. Es geht um moralische Urteile, um die Entscheidung zwischen „gut“ und „schlecht“, zwischen „richtig“ und „falsch“. Dabei zeigt sich schnell, daß diese Art von Urteilen nicht empirisch zu begründen ist, obwohl moralische Urteile in Anspruch nehmen, wahr zu sein. Die Plausibilität eines Urteils allein reicht noch nicht aus, um es als moralisches Urteil zu qualifizieren. Man ruft nach einer Norm, jenseits der Hoffnung, über den Diskurs zu einer Meinungsbildung zu kommen, um sich seiner Position zu vergewissern. Denn

erst wenn ein Urteil und eine daraus folgende Handlung an einer Norm gemessen werden, lassen sie sich als „gut“ oder „schlecht“ qualifizieren, erhalten sie moralische Qualität und entfalten ihren verpflichtenden Charakter.

In früheren Zeiten schlugen sich die gesellschaftlich verbindlichen Normen in Glaubensgrundsätzen nieder. Heute stehen die Menschen in säkularen Gesellschaften mehr und mehr in der Situation, selbst entscheiden zu müssen - eine Situation, die sich von den Zeiten unterscheidet, in denen Matthias Claudius sich noch unbefangen an seinen Gott wenden konnte. Dennoch bleibt die Suche nach Normen für das individuelle wie kollektive Handeln weiter zwingend. Entsprechend groß ist der Bedarf an ethischer Orientierung.

Auf die Frage von Matthias Claudius: „Was sollt' ich machen, ...?“ versucht die Friedensethik, Antworten zu finden. Sie steht an der Nahtstelle zwischen dem Wissen um die Bedingungen des Friedens und den Bemühungen, den Frieden praktisch zu gestalten, „denn sie sucht diejenigen Kriterien theoretisch zu klären, an denen sich praktische Verantwortung für den Frieden orientieren kann.“ (Huber/ Reu4er 1990, S. 13) Wenn es gilt, daß Frieden „eine gelingende Form menschlichen Zusammenlebens, insbesondere als gelingende politische Ordnung“ ist, dann reflektiert die Friedensethik die Bedingungen des gelingenden Zusammenlebens von Menschen. (ebda., S. 246 f.) Die leitende Norm der Friedensethik läßt sich mit folgenden Worten zusammenfassen: „Frieden läßt sich nicht mit Waffengewalt schaffen, sondern er kann nur dauerhaft aus den Quellen und mit den Mitteln der Gewaltfreiheit entstehen, das heißt, er muß gestiftet werden.“ (Lienemann 1997, S. 50) Die Rede vom „Frieden stiften“ verbindet sich mit der Einsicht, daß der Frieden aus Akten der Freiheit, der Einsicht und des Gewaltverzichts hervorgehen muß, betont also die normativen Komponenten stärker als die pragmatischen Aspekte eines „Frieden machen“. Wenn etwas zu „stiften“ ist, geht es darum, von sich abzusehen und etwas Zusätzliches zu geben, in der Hoffnung, daß es in der Zukunft Früchte trägt. Darin mag etwas von der Vision zum Ausdruck kommen, die dem Denken und Handeln vom Frieden immer eigen ist.

Das Hin- und Herwogen von Meinungen im Streit um den rechten Weg zum Frieden, wie er in Deutschland jahrzehntelang intensiv geführt worden ist (Buchbender/ Kupper 1996), verdeckt, daß inzwischen Übereinstimmungen gefunden sind, die die alten Konfrontationen überwunden haben. Fünf solcher Übereinstimmungen lassen sich benennen:

a) Denken und Reden über Krieg und Frieden haben nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges eine neue Qualität angenommen. Mit der Möglichkeit, durch Kriege eine atomare Katastrophe auszulösen, gilt es als ausgeschlossen, Kriege noch moralisch als möglich zu denken. Als „Ächtung des Krieges“ steht dieser Eckpunkt fest jenseits aktueller Kontroversen. Dies schließt jedoch nicht aus, daß unterhalb der Schwelle eines „großen Krieges“ „kleine Kriege“ geführt und toleriert werden

b) Daneben hat das Postulat der Sicherheit breite Anerkennung gefunden. Jenseits des Streites um einen eng- oder einen weitgefaßten Sicherheitsbegriff gilt, daß Sicherheit dann gegeben ist, wenn Einwirkungen aus der internationalen Umwelt nicht die physische Unversehrtheit einer Gesellschaft und ihrer Mitglieder, ihre politische und gesellschaftliche Ordnung sowie ihre territoriale und natürliche Umwelt in Frage stellen oder beschädigen. Es gehe also nicht darum, Verteidigungsvorsorge für alle möglichen Gefährdungen zu treffen, sondern darum, die internationale Umwelt so zu gestalten, daß keine Gefährdungen mehr auftreten.

c) Der Stellenwert eines militärisch gewährleisteten Friedens ist hinter die Einsicht zurück getreten, daß Frieden und Gerechtigkeit unauflösbar miteinander zusammenhängen. Gerechtigkeit bedeutet nicht nur chancengleiche soziale und wirtschaftliche Teilhabe, sondern zielt auch auf gleiche politische Freiheiten, auf die Berechenbarkeit politischer Ordnungen und Rücksicht auf die Bedürfnisse der Schwächeren. Dabei setzt man auf die soziale Integrationsleistung, die eine Rechtsordnung erbringt, denn sie erlaubt es, verschiedene Positionen und Handlungsoptionen in ein Regelwerk einzubinden und jenes Maß an Gewißheit und Vorhersehbarkeit herzustellen, das der Einzelne braucht, um seinen Lebensentwurf verantwortlich zu gestalten.

d) Militärische Mittel hätten nur dann einen friedensbezogenen Gehalt, wenn sie die Ausübung rechtswidriger Gewalt eindämmen und den Weg zu friedlichen, das heißt zu gewaltfreien Lösungen ebnen oder offen halten. An diesem Ziel ist auch immer wieder die Verhältnismäßigkeit des militärischen Einsatzes zu messen.

e) Die ethische Bewertung des Einsatzes militärischer Mittel rückt den Einsatz militärischer Mittel in die Situation des „Grenzfalles“. Mit dieser Denkfigur wird versucht, eine Brücke zwischen dem Gewollten - der „vorrangigen Option der Gewaltfreiheit“ - und der Realität von Kriegen zu schlagen. Denn die friedensethische Debatte ist nicht so blind, daß sie nicht die aktuellen Herausforderungen der internationalen Politik zur Kenntnis nähme. Sie will aber die Schwelle für den Einsatz militärischer Mittel so hoch wie möglich angesetzt wissen. Deshalb ist stets darüber zu wachen, „daß der Grenzfall wirklich der Grenzfall bleibt“. (So die Erklärung der Evangelischen Kirche in Deutschland aus dem Jahr 1994). Als Summe wäre zu ziehen, daß sich der friedensethische Konsens auf einer Linie bewegt, die als „organisatorischer Pazifismus“ (Reuter 1996, S. 279) bezeichnet wird. Dieses Spektrum des Pazifismus versucht, die individuelle Praxis des Gewaltverzichts mit den Bemühungen zu verbinden, den Frieden politisch-institutionell zu gewährleisten.

Doch was in abstrakter Form als weithin akzeptierter Konsens erscheint, deckt unter den Bedingungen des Alltages immer wieder Ungewißheiten auf. Zunächst bleibt auf individueller Ebene offen, ob Gewaltanwendung mit beabsichtigter Tötungsfolge ethisch als eine „in sich (d.h. immer und unter allen Umständen) verwerfliche Handlung zu betrachten ist oder ob die vorrangige Option für die Gewaltfreiheit Ausnahmen gestattet, welche (nicht nur um ihrer selbst, sondern um der Abwendung eines noch größeren Übels willen) die absichtliche Vernichtung menschlichen Lebens einschließt“. (Reuter 1996, S. 278)

Darüber hinaus stellen die inzwischen eingetretenen Verschiebungen der internationalen Sicherheitspolitik den friedensethischen Konsens auf die Probe. Schon die Diskussion, wie die militärische Beteiligung an sogenannten humanitären Einsätzen ethisch zu bewerten sei, signalisierte, daß die scheinbare Ruhe in der Friedensethik dahin ist. Der Drang, kurzfristig Streitkräfte einzusetzen, um einen eskalierten bewaffneten Konflikt wieder in der Bereich zivil-politischer Steuerung zurückzuführen, überlagerte das Beharren darauf, nach langfristigen Lösungen Ausschau zu halten. Auch das Verlangen, parallel zu solchen Militäreinsätzen auch einen staatlich geförderten Zivilen Friedensdienst einzurichten, erstickte in innenpolitischen Kontroversen über die vergleichsweise geringen finanziellen Aufwendungen dafür. Inzwischen werden neue Konturen von Verteidigungsallianzen sichtbar, die sich in komplexe Sicherheitssysteme verwandeln und den Streitkräften Aufgaben jenseits der klassischen Landesverteidigung zuweisen. Und es kommt die Erfahrung hinzu, daß sich durch politisch-militärischen Druck zwar Waffen zum Schweigen bringen lassen, die Kriege aber dadurch nicht zu einem Ende kommen, wie die Situation im ehemaligen Jugoslawien täglich zeigt.

Fazit: Schuld und Handeln

*Was hilf' mir Kron und Land und Gold und Ehre?
Die könnten mich nicht freun!
's ist leider Krieg - und ich begehre
nicht Schuld daran zu sein*

Gegenüber der Ethik wird oft der Vorwurf geäußert, sie käme mit ihren Argumenten angesichts der Realität häufig zu spät. Matthias Claudius hat mit seinem Gedicht darauf geantwortet, indem er das Kriegsgeschehen in einen unmittelbaren Bezug zum individuellen Handeln setzt: Verhießene Ehre, die Verleihung einer Krone oder die Zuteilung von Land können nicht die Schmach ersetzen, Schuld am Kriegsgeschehen zu teilen.

Mit dem Verweis auf die „Schuld“ rückt eine Kategorie in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, die Wechselverhältnisse zwischen Individuen und ihrem sozialen Umfeld bestimmt. Schuld bezeichnet einerseits die Verpflichtung auf eine Gegenleistung, andererseits gilt sie der Urheberchaft für ein negativ eingestuftes Ereignis, sei es indem Recht, sei es indem eine moralische Norm verletzt worden sind.

Mit dem Beharren auf der Schuld lenkt Matthias Claudius den Blick auf die Notwendigkeit, sich für sein Tun oder sein Nicht-Tun zu rechtfertigen. Das Bemühen um Rechtfertigung richtet sich einerseits an jene, die mit einem nicht übereinstimmen, andererseits an einen selbst, wenn man im Zweifel über

den einzuschlagenden Weg ist. Dann von Schuld zu sprechen, setzt voraus, daß man sich auch anders hätte entscheiden können. Selbst wenn die Umstände den einzelnen Menschen daran hindern, bleibt doch sein entsprechendes Wollen erhalten. Und dafür tritt der friedensethische Diskurs ein, wenn er dafür plädiert, immer wieder der Sogkraft der Gewaltspirale zu widerstehen. So berechtigt ein Waffeneinsatz in einem eskalierten Konflikt sein mag, so wenig trägt er dazu bei, Zerstörungen zu beheben, erlittenes Unrecht wieder gut zu machen und Wunden zu heilen. Hier sind andere Absichten und Kräfte vonnöten, die den Opfern eine Stimme geben und tatsächlich darauf dringen, den Konflikt zu zivilisieren, das heißt, den Gewalttätern aus den Händen zu nehmen, damit Versöhnung möglich ist.

Wie dies im ehemaligen Jugoslawien geschehen könnte, haben zwei Menschen exemplarisch in jüngster Zeit der deutschen Öffentlichkeit aufgezeigt: der frühere Bürgermeister von Bremen Hans Koschnick als EU-Administrator in Mostar und Botschafter Michael Steiner als Stellvertreter des Hohen Kommissars in Sarajewo zuständig dafür, die Bestimmungen des Friedensabkommens von Dayton Wirklichkeit werden zu lassen. Sie haben in der dortigen Realität des Unfriedens unmittelbare Erfahrungen gesammelt, wie schwer es ist, Frieden zu stiften. Sie sprechen davon, daß der Ausstieg aus den Mechanismen der Gewalt nicht schnell und nicht ohne Verzicht auf im Krieg erworbene Vorteile erfolgen kann. Und beide dringen darauf, den Demokratisierungsprozeß fortzusetzen und vor allem die herrschende politische Elite, die bereits den Krieg begonnen hatte und derzeit von seinem Ende profitiert, abzulösen. Dazu sind die Oppositionsgruppen zu stärken. Gestützt von den vielen Aktivitäten von Friedensgruppen vor Ort müssen die Menschen eine Chance erhalten, sich nicht mehr als Vertriebene oder Flüchtlinge um ihre Heimat zu fürchten und ihre eingetretenen Lebensängste abzubauen. Dies wird nur gelingen, wenn das Kriegsgewerbe nicht mehr die Quelle für das materielle Auskommen der Menschen im Kriegsgebiet ist und die zivile Wirtschaft wieder in Gang kommt. Der internationalen Gemeinschaft der Staaten bleibe aufgetragen, nicht wieder den Krieg zuzulassen und vor allem Bosnien einen Platz in Europa zu gewähren, denn das Land und die Menschen seien ein Teil dessen und brauchten eine solche Perspektive.

Gelingt dies, könnten die Klagen, die Matthias Claudius so eindringlich formulierte und den Menschen seiner Zeit nahebrachte, unter den heutigen Umständen gestillt werden. Das Dilemma, den Frieden zu wollen und doch immer wieder mit dem Krieg konfrontiert zu sein, führte dann nicht zu der blockierenden Wirkung einer erschreckenden Erfahrung, ohnmächtig zu sein. Vielmehr öffnet sich der Blick auf die Möglichkeit, der Schuld am Krieg zu begegnen. Es sind die Chancen zu nutzen, die friedensfördernde Wirkung, die der Einsatz internationaler Streitkräfte im ehemaligen Jugoslawien hervorgerufen haben, dem zivilen Wiederaufbau zugute kommen zu lassen. Zudem hat die Staatengemeinschaft mit den neugeschaffenen Rechtsnormen und Institutionen, Kriegsverbrechen zu ahnden, die Möglichkeit geschaffen, eine neue Rechtskultur zu etablieren. Diese Zeichen sprechen ebenso wie die Erfahrungen, die viele helfende Menschen und Gruppen vor Ort gesammelt haben, dafür, daß die Friedensethik durch die aktuellen Herausforderungen sich ein Feld erschlossen hat, die Berechtigung ihrer Einsichten und Schlußfolgerungen mit einem entsprechenden Tun unter Beweis zu stellen. Schon Matthias Claudius hatte seine Dichtung im Sinne einer praktischen Ethik verstanden.

Literaturangaben:

- Buchbender, Ortwin/ Kupper, Gerhard (Hrsg.), Spurensuche Frieden. Friedensethische und friedenspolitische Erklärungen der christlichen Kirchen seit dem Zweiten Golfkrieg, Bonn 1996
- Claudius, Matthias, Kriegslied, in: ders., Werke, hrsg. von Urban Roedl, Stuttgart 1957, S. 290
- Evangelische Kirche in Deutschland, Schritte auf dem Weg zum Frieden. Orientierungspunkte für Friedensethik und Friedenspolitik, Ein Beitrag des Rates der EKD, Hannover 1994 (= EKD-Texte, 48)
- Kranefuss, Annelen, Die Gedichte des Wandsbecker Boten, Göttingen 1973
- Kraus, Karl, Die Sprache, hrsg. von Heinrich Fischer, München 1969
- Huber, Wolfgang/ Reuter, Hans-Richard, Friedensethik, Stuttgart, Berlin, Köln 1990
- Lienemann, Wolfgang, Notwendigkeit und Chancen der Gewaltfreiheit, in: Dieter Senghaas (Hrsg.), Frieden machen, Frankfurt a.M. 1997, S. 48 - 62
- Nardin, Terry (Ed.), The Ethics of War and Peace. Religious and Secular Perspectives, Princeton N.J. 1996
- Reuter, Hans-Richard, Friedensethik nach dem Ende des Ost-West-Konflikts, in: Zeitschrift für Evangelische Ethik 38, 1994, S. 81 - 99
- Reuter, Hans-Richard, Militärinterventionen aus humanitären Gründen? Friedensethik zwischen Gewaltverzicht und Rechtsdurchsetzung, in: Berthold Meyer (Hrsg.), Eine Welt oder Chaos?, Frankfurt a.M. 1996, S. 276 - 300
- Suhrkamp, Peter, Einleitung (1941), in: Matthias Claudius, Der Wandsbecker Bote, Frankfurt a.M. 1975, S. 9 - 26
- Tugendhat, Ernst, Vorlesungen über Ethik, 3.Aufl., Frankfurt a.M. 1995
- Welch, David A., Can We Think Systematically About Ethics and Statecraft?, in: Ethics & International Affairs, Vol. 8, 1994, S. 23 - 38
- Wieder Krieg, Kursbuch 126 , Berlin 1996